

Den Überlieferungen verpflichtet : Jürg Frehner, Ulrich Altherr und Werner Zellweger im Porträt

Autor(en): **Hürlemann, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **136 (2008)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-283413>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Den Überlieferungen verpflichtet.

Jürg Frehner, Ulrich Altherr und Werner Zellweger im Porträt

HANS HÜRLEMANN

Holz hatte in der Appenzeller Geschichte einen Stellenwert, den man sich heute kaum mehr vorstellen kann, auch wenn es in letzter Zeit als Werkstoff und Energielieferant wieder mehr geschätzt wird. In Urnäsch, der Gemeinde mit den grössten Waldflächen des Appenzellerlandes, sind zahlreiche schriftliche Quellen mit strengen Vorschriften über die Holznutzung erhalten geblieben. So war es strikte verboten, ohne Bewilligung der Obrigkeit Holz ausserhalb der Rhode, also ausserhalb der Gemeinde, zu verkaufen. Im 18. Jahrhundert wurde peinlich genau Buch geführt über jeden Hagstecken und jede Zaunlatte, die im Gemeinmerk (der Allmend, dem von den Ortsbürgern gemeinsam genutzten Gebiet) oder in den gemeinen Hölzern von jenen geschlagen werden durften, die hagpflichtig waren gegen das Gemeineigentum hin. Dazu kommt die allgemein appenzellische Eigenart, grundsätzlich sparsam umzugehen mit allem, was man hat, also auch mit dem Holz, und abgenutzte Kleidungsstücke und schadhaft gewordenes Werkzeug nicht wegzuwerfen, sondern die Sachen möglichst so zu flicken, dass sie wieder längere Zeit getragen oder gebraucht werden können. Man hielt sich an überlieferte Arbeitsabläufe und an bewährte Termine für die Arbeit in Land- und Forstwirtschaft, die anhand des Appenzeller Kalenders mit seinen astrologischen Hinweisen errechnet wurden.

Solche Erkenntnisse, Verhaltensweisen und Arbeitstechniken sind zwar nicht mehr Allgemeingut, werden aber von traditionsbewussten Menschen bis heute mit Hingabe gepflegt und weitergegeben. Drei Männer sollen als Beispiel dienen: Jürg Frehner aus Gais mit den Holzschlagmethoden, die zur Gewinnung von so genanntem «Mondholz» nötig sind, der Urnäscher Ueli Altherr, der schon Zehntausende von handgespaltenen Schindeln hergestellt hat und der mit seinen 82 Jahren immer noch oft am Schindelbock sitzt, und schliesslich Werner Zellweger, Waldstatt, ein Sammler von Zimmermannswerkzeug und Kenner von alten Arbeitstechniken.

Jürg Frehner: Mondholz aus Gais

Im Grundsatz sind sich viele einig, dass es Dinge gibt, die sich nicht mit der üblichen Logik erklären lassen. Das gilt für die Diskussionen um alternative Heilmethoden, aber auch für die Gewinnung und Verarbeitung von Naturmaterialien – in unserem Fall für das Holz. Nur wenige nehmen aber die Sache so ernst, dass sie sich seriös mit den Grundlagen befassen. Der 48-jährige

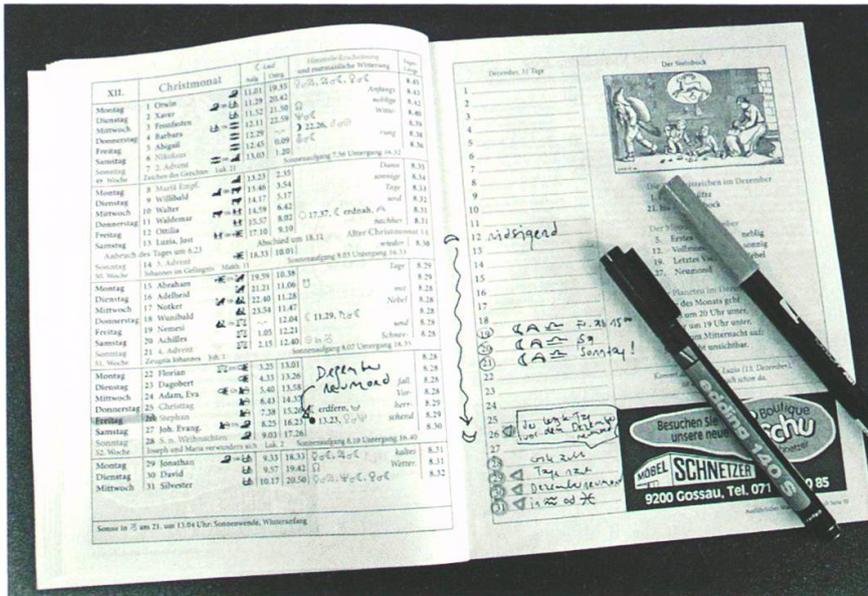


Jürg Frehner zeigt das gut gelagerte und mit den für die Weiterbearbeitung notwendigen Angaben beschriftete Mondholz.

Jürg Frehner gehört dazu. Er führt in Gais zusammen mit seinen drei Brüdern eine Holzbaufirma, die sich bemüht, neben den konventionellen Verfahren auch überlieferte, fast vergessene Methoden anzuwenden. Der Betrieb ist inzwischen als Verarbeiter von so genanntem «Mondholz» bekannt.

Auf den richtigen Tag kommt es an

Mondholz ist Holz, das nach alter Tradition an besonders geeigneten Tagen gefällt und richtig gelagert werden soll. Dass solche Tage vorzugsweise im Winterhalbjahr liegen, ist weiter nicht erstaunlich: Der Stamm enthält in der kalten Jahreszeit weniger Saft und reißt somit weniger leicht beim Trocknen. Jürg Frehner geht aber weiter bei der Bestimmung des Fälltermins. Er berücksichtigt den Stand des Mondes innerhalb des passenden Tierkreiszeichens, die vier Mondphasen von Voll- bis Leermond und dazu, ob der Mond ab- oder aufsteigt, also im Dialekt, ob der Mond «obsigend oder nidsigend» sei. All diese Angaben werden auch heute noch jedes Jahr im Appenzeller Kalender publiziert, und da holt sich auch Jürg Frehner die Grundlagen für die Bestimmung der günstigen Holzschlagtage. Als Zimmermann und Architekt hat er sich nach dem üblichen Werdegang gründlich mit dem Mondkalender und dem Tierkreis befasst, studierte die Erkenntnisse des berühmten Astronomen und Astrologen Johannes Kepler (1571–1630), die seit 1963 erscheinenden Aussaatkalender der Maria Thun (geb. 1922) und zahlreiche weitere vergleichbare Quellen, bis er sich selber auf das Mondholz einliess.



Der Appenzeller Kalender als Hilfsmittel für die Bestimmung der günstigen Holzschlagtage.

Ein Gädeli als Auslöser

Den Anfang machte eine Beobachtung an einem unscheinbaren Schopf im Gebiet des Hirschbergs. Das Gebäude steht in einem Moorgebiet, sieht auf den ersten Blick aus wie eine «Streuschoppe» oder ein Weidgädeli. Jürg Frehner stellte verwundert fest, dass der Bretterschirm bis auf den Moorboden hinunter reicht, ohne Mauerstock oder Schwelle. Das Holz hätte eigentlich dort, wo es auf den Boden trifft, schon längst verfault sein sollen, denn die Konstruktion ist ungefähr 90 Jahre alt. Das Ganze zeigt zwar Spuren der Witterung, ist aber immer noch kerngesund. Das lässt sich nach Frehners Überzeugung nur so erklären, dass das Holz zu einem besonders günstigen Zeitpunkt geschlagen worden ist und deshalb keine Fäulnisspuren zeigt.

Diese Beobachtung war der Auslöser für die intensive Beschäftigung mit dem Thema. Heute ist Jürg Frehner so weit, dass sein Mondholz auffällig ruhig bleibt, nachdem es als Möbelholz oder Bauholz, zum Beispiel für gestemmte Täfer, verwendet worden war. Normalerweise wächst und schwindet Fichtenholz, das zu einem beliebigen Termin geschlagen und industriell getrocknet wurde, so heftig, dass es reisst. Deshalb wird solches Holz meistens mehrfach verleimt, um diesem unerwünschten Effekt zuvorzukommen. In der Firma Frehner wird das Mondholz zum errechneten Termin von vertraglich verpflichteten Förstern geschlagen, gesägt und anschliessend drei Jahre lang nach erprobten Verfahren kontrolliert getrocknet. Das Resultat ist überzeugend, kostet aber mehr als die übliche Methode. Solches Holz ist mit verblüffendem Erfolg sogar schon für denkmalpflegerische Einsätze verwendet worden. Noch hat Jürg Frehner Forschungsbedarf, denn bisher ist er noch nicht zufrieden mit der Fäulnisresistenz seines Mondholzes. Das wird noch etliche

Dieser unscheinbare Schopf war Auslöser für Jürg Frehners Beschäftigung mit Mondholz.



Zeit in Anspruch nehmen, bis auch dieses Ziel erreicht ist. Selbstverständlich arbeitet die Zimmerei Frehner auch mit Holz aus dem normalen Handel, denn es ist zur Zeit nicht möglich, genügend Mondholz bereitzustellen – und das noch zu einem vergleichbaren Preis. Ebenso selbstverständlich informiert die Firma darüber, ob nun tatsächlich Mondholz verwendet wird oder ob es sich um die übliche Ware handelt. Leider gibt es auf dem Markt auch Scharlatane, die Mondholz anpreisen, obwohl sie selber nicht einmal genau wissen, wovon sie reden...

Ulrich Altherr: Schindeln von Hand gespalten

Ueli Altherr ist ein typischer Appenzeller Bauer, der nach einem arbeitsamen Berufsleben die Hände nicht einfach in den Schoss legen kann, um den so genannten Ruhestand zu geniessen. Die einen seiner Altersgenossen sieht man beim «Pöschele» an einem Waldrand, die anderen beginnen Alpfahrten zu schnitzen, und Ueli Altherr hat schon vor mehr als zwanzig Jahren angefangen, Schindeln herzustellen, zuerst für einen Sohn, der als Dachdecker froh war um einen verlässlichen Lieferanten von Rohmaterial, später auch für andere Kunden. Er geht dabei genau gleich vor, wie man es seit Jahrhunderten schon getan hat.

Vor seinem kleinen, gemütlichen Appenzellerhaus in der Au in Urnäsch lagert er das Rohmaterial, ein «Schendlebloch», einen schön gerade gewachsenen Fichtenstamm ohne Äste. Vor allem gegen den Frühling hin wird der Baum sorgfältig zugeeckt, damit erstens an den Stirnseiten durch die Sonneneinstrahlung keine Risse entstehen und damit der Befall mit Holzwürmern vermieden werden kann. Die unerwünschten gefräsigen Gäste sind die Larven eines flugfähigen Insekts, das sich unbedeckt gelagertes Holz als Lande- und Eiablageplatz aus sucht.

Schläuf- und Glattschindeln

Das Bloch wird dann in ungefähr halbmétrige «Rugel» zersägt und anschliessend geschunden, das heisst geschält, also von der Rinde befreit. Auf der Spaltmaschine oder mit der Axt auf dem «Schittertotz» werden die Rundhölzer gegen das Zentrum hin zu ungefähr sieben bis acht Zentimeter breiten «Müseln» gespalten, die ganz leicht konisch zulaufen, weil sie ja vom Umfang gegen das Zentrum des Stamms hin gespalten werden. Das ist das Rohmaterial, aus dem dann die verschiedenen Schindeltypen gespalten werden. Dachschindeln sind etwa 45 Zentimeter, Schirmschindeln – wie man die Wandverkleidungen nennt – etwa 24 Zentimeter lang.

Am häufigsten werden Schindeln für Schindelschirme gebraucht, wie sie an den traditionellen Appenzellerhäusern an den Rück- und Seitenfronten häufig vorkommen.¹ Im Appenzeller Hinterland und in Innerrhoden findet man besonders häufig Schlauf- oder Schläufschirme. Bei diesem Verfahren werden die Schindeln nicht nur vertikal, sondern auch seitlich überdeckt. Darum haben sie einen keilförmigen Querschnitt. Die dickere Seite liegt auf der links anschliessenden Schindel auf, und der dünnere Teil verschwindet unter der nächsten Schindel rechts. Im Appenzeller Vorderland und in grossen Teilen des Toggenburgs kommen häufiger Glattschirme vor. Dabei werden die gleichmässig dicken Glattschindeln seitlich aneinander gestossen und nur vertikal überdeckt. Bei dieser Sorte wird mehr Abfall produziert als bei den Schläufschindeln, denn diese letzteren sind besser der konischen Form des «Müsel» angepasst. Die gleichen Verfahren verwendet man auch für grössere Schindeln auf den Dächern. Allen hierzulande geläufigen Schindeln ist aber gemeinsam, dass die Jahrringe der Brettchen senkrecht stehen. Solches Holz, ob gesägt oder gespalten, nennt man Riftholz. Die Decken von Geigen, Gitarren oder Hackbrettern werden auch aus solchem Holz gebaut, ebenso die Resonanzböden von Tasteninstrumenten.

Handgeschick und Augenmass

Ueli Altherr stellt einen «Müsel» senkrecht vor sich in den keilförmigen Einschnitt des Schindelbocks, setzt das Schindelmesser an und «bääzt» mit einem wohl dosierten Fitz mit dem Klüpfel oder hölzernen «Schendlehammer» die ersten vier Schindeln auf der Stirnseite an. «Bääze» ist ein alter Appenzeller Ausdruck und bedeutet «anreissen, anzeichnen oder vorzeichnen». Der fünfte Schlag fällt kräftiger aus, das Messer dringt in den «Müsel» ein, und mit kräftigem Druck wird ein erstes Schindelpaket abgespalten. Später werden die mit dem «Bääz-Schnitt» angezeichneten Schindeln aus dem Fünferpaket abgespalten. Anschliessend bündelt Ueli Altherr die Schindeln zu Paketen,

1 Siehe den Beitrag von Isabell Hermann in diesem Band, S. 48–57.

1) Die Müsel liegen bereit zum Spalten.

2) Ueli Altherr «bääzt» die Schindeln auf der Stirnseite des Müsels an. «Bääze» ist der Appenzeller Ausdruck für «anreissen, markieren».

3) Mit dem Schindelmesser spaltet er ein erstes Fünferpaket von Schindeln ab.

4) Die Pakete werden anschliessend in einzelne Schindeln gespalten.

5) Die fertigen Schindeln werden zu Bündeln zusammengebunden und bis zur Lieferung im Schopf gelagert.

6) So muss man sich einen Schlaufschirm vorstellen.

7) Beim Glattschirm werden die Schindeln seitlich nicht überdeckt.

3



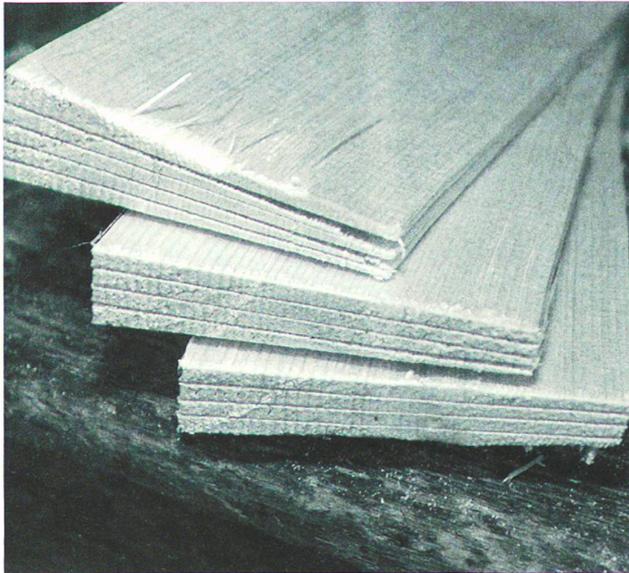
1



2



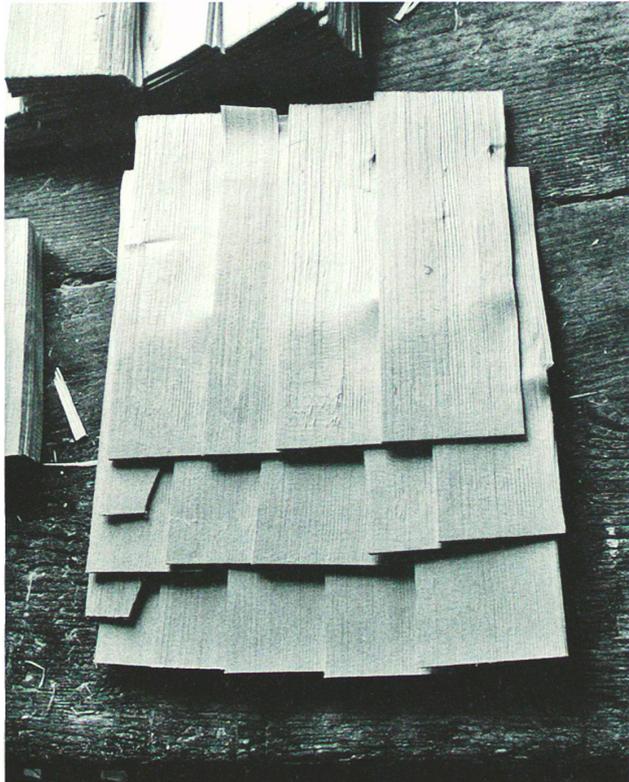
4



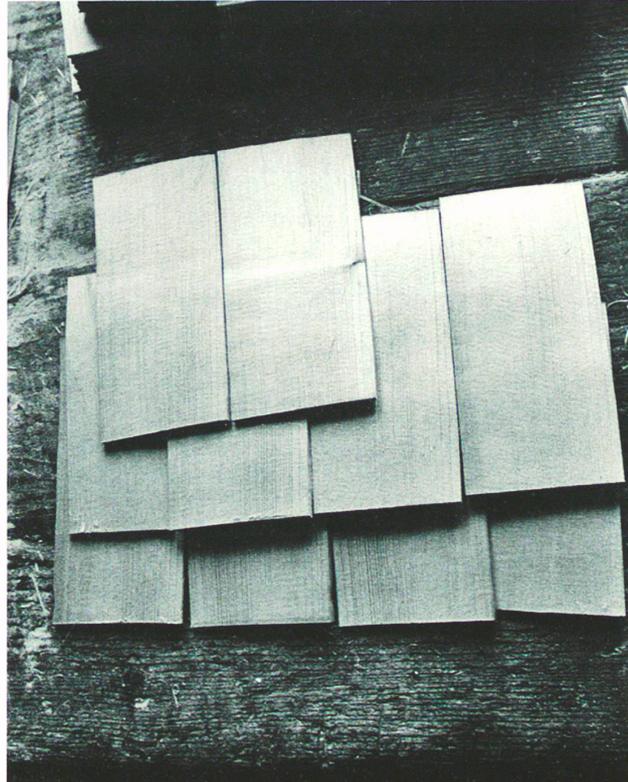
5



6



7



schnürt diese zu einem runden Packen mit ungefähr 400 Schindeln zusammen und lagert sie in der Garage oder geschützt unter einem Wellblech vor seinem Haus.

Mit berechtigtem Stolz erzählt der 82-Jährige von einem ungewöhnlichen Auftrag, den er vor Jahren aus dem Bernbiet erhielt. In Brechershäuseren bei Wynigen steht die «Glungge», jener Bauernhof, der durch die Verfilmungen der Gotthelf-Romane «Ueli der Knecht» und «Ueli der Pächter» berühmt geworden war. Das 1691 erbaute gewaltige Bauernhaus steht unter Schutz und sollte ein neues Dach erhalten, denn die 1963 aufgebraachte Schindelbedachung war schadhaft geworden. Man hatte damals zu dünne Glattschindeln verwendet, und die Überdeckung war zu knapp bemessen gewesen. Das und andere Unzulänglichkeiten führten dazu, dass entschieden wurde, das neue Dach mit Schlaufschindeln ausführen zu lassen. Zusammen mit einem anderen Bauern lieferte Ueli Altherr 100 000 Schindeln, die 10 cm breit und 45 cm lang waren, bei 6 bis 10 Millimetern Dicke. Acht Zimmermannsgesellen rissen im März 1997 400 m² alte Schindeln ab und montierten innerhalb von 18 Tagen die neue Bedachung.

Reich wird man nicht mit dem Schindelmachen, auch wenn man so sauber arbeitet wie Ueli Altherr. Sehr oft werden heute Schindeln von Fabrikationsbetrieben in Österreich, Deutschland oder Oberitalien in die Schweiz geliefert zu Preisen, die natürlich den Erlös für die Handarbeiter drücken. Allmählich spürt aber auch Ueli Altherr sein Alter. Darum wird er kaum mehr grosse Aufträge annehmen – aber als Zeitvertreib wird er wohl trotzdem noch weiter am Schindelbock sitzen, so lange es ihm Freude macht.

Werner Zellweger: Bewahrer alter Zimmermannskunst

Werner Zellweger hat sich im Appenzellerland einen Namen gemacht als Kenner der Holzbearbeitung nach der Art unserer Vorfahren. Während 35 Jahren als Fachlehrer im Nebenamt an der Berufsschule Herisau hat er jeweils seine Klasse von Handwerkern aus der Baubranche für solche alten Techniken zu interessieren versucht. Vor allem bei den Zimmerleuten ist es ihm oft gelungen, dass die Begeisterung für altes Handwerk auf die jungen Leute überggesprungen ist. So traf man ihn beispielsweise vor ein paar Jahren im Rahmen der Festlichkeiten zur Erinnerung an die Schlacht am Stoss beim Mittelalter-Spektakel in Appenzell beim Teuchelbohren und Balkenhauen mit Zimmermannslehrlingen, die für den ungewohnten Einsatz bereit waren, ihre Freizeit zu opfern.

Werner Zellweger hat sich nach der Zimmermannslehre bei Konrad Staub in Hundwil stetig weitergebildet: an der Polierschule für Holzbau und in Kursen für Statik bis zur Meisterprü-



Werkzeugsammlung von Werner Zellweger.

fung. Mit zunehmendem Fachwissen wuchs auch der Respekt vor der Zimmermannskunst unserer Vorfahren, die mit einfachem Werkzeug Baudenkmäler schufen, die auch den aufmerksamen Laien beeindrucken. Der 76-jährige Werner Zellweger ist auch im Ruhestand ein begeisterter Zimmermann geblieben, der in seiner Garage eine grossartige Sammlung von altem Werkzeug aufbewahrt.

Der Appenzeller Strickbau

Die gestrickten Holzhäuser des Appenzellerlandes prägen immer noch die Landschaft, obwohl heute längst nicht mehr alle Zimmerleute über genügende Kenntnisse verfügen, wie ein Appenzellerhaus im Detail konstruiert wurde. Dem versuchte Werner Zellweger während seiner Fachlehrerzeit abzuwehren, und auch heute noch wird er von interessierten jungen Berufsleuten um Rat gefragt.

Besonders eindrücklich ist es, auf welcher einfachen Art der raffinierte Appenzeller Strick konstruiert wurde: Das entrindete Rundholz wurde auf zwei starke Böcke gelegt und mit Bundhaken vor dem Verdrehen gesichert. Mit einer Schnur, die in Russ getunkt wurde, zeichnete man die erste Kante des zukünftig rechteckigen Balkens an, indem man sie ausrichtete, spannte und gegen den Stamm los liess. Mit der Hochaxt wurden dann keilförmige Einschnitte, so genannte Krallen, im Abstand von



ungefähr 30 Zentimetern bis auf die Russpur geschlagen. Mit der Breitaxt, von der es je Links- und Rechtshänderausführungen gab, mussten anschliessend die Rundholzsegmente zwischen den Krallen weggeschlagen werden, bis der Balken glatt war. Das wiederholte sich viermal, bis der Balken fertig war. Dickere Bäume wurden mit der Schrägsäge zurechtgeschnitten, denn mit der vorher geschilderten Methode hätte man viel zu viel Abfall produziert. Diese Säge bestand aus einem rechteckigen Holzrahmen, in dem ein Sägeblatt eingespannt war. Der eine Säger stand auf dem Baumstamm, der auf einem Bock lag, und führte die Säge an Griffen von oben, der andere stand oder kniete unter dem Baum, fasste die Schrägsäge an ähnlichen Zapfengriffen und zog die Säge nach unten. Mit wechselseitigem Zug wurden so Balken und Bretter gesägt.

Die Eckverbindungen

Die rechteckig zugehauenen Balken werden übereinander gelegt und an den Ecken «gestrickt», und zwar auf zwei verschiedene Arten: Die einen Wände sind an den Ecken verkämmt und sind erkennbar an den vorstehenden Balkenenden, den so genannten Vorstössen oder Strickköpfen. An vielen Appenzeller Holzhäusern kann man so an den vorstehenden Strickköpfen an der Fassade die Raumeinteilung dahinter ablesen. Anfang des 19. Jahrhunderts kam ein raffinierterer Strick auf: die Verzin-

Werner Zellweger zeigt die Breitaxt, eines der wichtigen Werkzeuge zur Herstellung des Appenzeller Stricks. – Das Stück in Zellwegers Sammlung hatte eine abgenützte Schneide; ein versierter Schmied oder Schlosser schmiedete eine neue Schneide an den bestehenden Rest.

kung mit Schwalbenschwänzen, die wandbündig sind, die also keine Vorstösse mehr haben.

Werner Zellwegers reichhaltige Sammlung von Werkzeug für all die verschiedenen Arbeitsgänge beim traditionellen Hausbau enthält ein ganz besonderes Stück: eine Breitaxt, deren Schneide derart abgenützt war, dass ein versierter Schmied oder Schlosser eine neue Schneide an den bestehenden Rest schmiedete. Das Stück zeigt einerseits, wie sparsam man mit kostbarem Werkzeug umging, und andererseits nötigt es jedem Betrachter, der eine Ahnung vom Metallhandwerk hat, Hochachtung ab über eine perfekt gelungene, schwierige Reparatur. Diesen Respekt haben die Handwerker vergangener Zeit wahrlich verdient, wenn man sich vor Augen führt, was sie mit einfachsten Hilfsmitteln geschaffen haben.